Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 136 (2016)

Artikel: Als das Zürichbiet im Zweiten Weltkrieg und im Kalten Krieg befestigt wurde : Erinnerungen an eine Verteidigungsbereitschaft

Autor: Bernhard, Roberto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985190

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ROBERTO BERNHARD

Als das Zürichbiet im Zweiten Weltkrieg und im Kalten Krieg befestigt wurde

Erinnerungen an eine Verteidigungsbereitschaft

Wo und wie sich die Armee im Kanton Zürich während des Zweiten Weltkrieges (1939–1945) gegen eine deutsche Invasion zur Wehr gesetzt hätte, lässt sich aus noch vorhandenen Akten, Veröffentlichungen sowie den in nicht geringem Masse jetzt noch im Gelände sichtbaren Fortifikationen erschliessen. Ein Teil derselben wurde noch bis tief in den Kalten Krieg hinein gegen einen Angriff des Warschau-Paktes in Bereitschaft gehalten. Gegen dessen Bedrohung wurden zudem zahlreiche weitere Geländeverstärkungen, militärische Anlagen und Einrichtungen neu geschaffen. Von diesen ist nur eine beschränkte Anzahl seit der Wende von 1989 wieder verschwunden.

Befestigungsarbeiten vor und zu Beginn des Zweiten Weltkrieges

Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, von 1931 bis 1935 an, begann man, die Rheinlinie namentlich mithilfe einander gegenseitig Feuerschutz gebender, betonierter Waffenstände, sogenannten Bunkern oder Blockhäusern, und einem in die Tiefe gegliederten Sperr- und Zerstörungs-Netzwerk zu befestigen. Diese Grenzbefestigungen bildeten das Rückgrat der Verteidigung gegen strategische Überfälle und zur Deckung der Mobilmachung des Heeres weiter im Landesinnern. Diese Funktion war in unserem Kanton und darüber hinaus, von Eschenz bis Kaiserstuhl, der unter der neuen Truppenordnung von 1937 vom

1.1.1938 an aufgestellten und am 31.12.1994 aufgelösten Grenzbrigade 6 (GzBr 6) anvertraut.[1]

Manche Befestigungen gehen wohl auch auf die mit der allgemeinen Kriegsmobilmachung vom 1. September 1939 von der 6. (Zürcher) Division – aufgrund des Armee-Operationsbefehls Nr. 1 vom 2. September 1939 – zunächst eingenommene Grundaufstellung zurück. Diese hielt die Division innerhalb des Kantons abwehrbereit.[2]

Der Verfasser der Divisionsgeschichte, Brigadier Robert Gubler, schreibt in seinem in Anmerkung 2 erwähnten Werk auf Seite 240 freilich was folgt: «Dem Charakter einer Bereitschaftsaufstellung entsprechend, lag im Zeitraum ihrer Gültigkeit (September 1939) der Schwerpunkt der Truppenarbeit bei der 6. Division nicht im Bezug und Ausbau eigentlicher Kampfstellungen, sondern in der Förderung der Ausbildung im Sinne möglichst weitgehender Automatisierung der Waffenhandhabung, der vertieften Schulung und Durchsetzung eines optimalen Waffeneinsatzes und der intensiven Zusammenarbeit der Verbände und Waffengattungen.»

Es besteht keine Veranlassung, dieser Darstellung zu widersprechen. Doch geben meine eigenen Wahrnehmungen im Gelände Anlass zu einer gewissen Relativierung. Es sind Beobachtungen aus der ersten Hälfte der Aktivdienstzeit. Einzelne sind anhand damit zusammenhängender Erlebnisse sogar näher datierbar. Insbesondere habe ich die Erdbefestigungen am Kronenrain in Töss im Sommer 1941 besichtigt. Das verwendete Holzwerk war noch fast neu, die Verdrahtung – mit Stacheldraht – jedoch bereits entfernt. Mit dabei war ein ehemals in Töss wohnhaft gewesener Klassenkamerad aus der Primarschule und einer seiner früheren Tössemer Schulkameraden, den ich erst damals kennenlernte, der aber ein Jahr später, 1942, in der ersten Gymnasialklasse mein eigener Mitschüler wurde. Weitere Befestigungsbauten, die von ihrer Lage her und zum Teil anhand ihres Aussehens und Zustandes aus derselben Zeit zu stammen schienen, ergaben das Bild zu-

---

[1] Vgl. Robert Gubler, «Grenzbrigade 6 1938–1994» (Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1994, ISBN 3-85823-491-5).

[2] Vgl. Robert Gubler, «Felddivision 6. Von der Zürcher Miliz zur Felddivision 1815–1991» (Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1991, ISBN 3-85823-323-4), Kartenskizze 3 auf S. 238.

sätzlicher, ein kohärentes, überkommunales System bildender Stellungen direkt aus der Mobilmachungszeit, die zu denen aus der Vorkriegsperiode hinzugekommen sein mussten. Sie sind kaum das Werk der erst 1940 aufgestellten, auf ihre Lokalität fokussierten Ortswehren.

Gubler schreibt an dem in Anmerkung 2 angeführten Ort auf Seite 240: «Fünf Wochen nach der Kriegsmobilmachung brachte der Operationsbefehl No 2 der Armee vom 4. Oktober 1939 zur Einrichtung einer Armeestellung auf der Limmatlinie [...] eine Klärung des geplanten Armee-Einsatzes im Sinne einer linearen Verteidigung in vorbereitetem Gelände. Der 6. Division wurde ein Einsatzraum an der Limmat, im entscheidenden Mittelabschnitt, zugewiesen [...].» Gubler äussert sich dann über die psychologische Wirkung dieses Verzichts auf eine nachhaltige Verteidigung des Raumes nordöstlich der Limmat. Die Hauptverteidigungslinie verlief nun für den «Fall Nord» von Sargans über den Walensee, den Linthkanal, den Zürichsee und der Limmat entlang nach Westen über den Bözberg und den Hauenstein bis zur französischen Grenze beim Gempenplateau. Die 6. Division hatte nun keine Gelegenheit mehr, sich fortifikatorisch an der Tösslinie festzusetzen.

Das Problem der Tösslinie

Die Tösslinie hätte zwar erlaubt, einen grösseren Teil des Territoriums hartnäckig zu verteidigen, da nordöstlich von Zürich gelegen. Unmittelbar links der Töss reiht sich Steilhang an Steilhang mit wenigen Übergängen und Taldurchbrüchen, ein starkes Gelände. Ein erfolgreicher deutscher Vorstoss etwa aus dem Abschnitt Koblenz (CH)–Eglisau hätte indessen rasch in den Rücken einer Stellung Ricken–Hörnli–Tössegg führen und damit den ganzen rechten Flügel einer solchen, für den «Fall Nord» gedachten Abwehrlinie aufrollen können.[3] So

[3] Samuel Gonard, «Die strategischen Probleme der Schweizer Armee im Zweiten Weltkrieg», in: Hans Rudolf Kurz (Herausg.), «Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg» (Ott Verlag, Thun 1959), S. 45 f.; vgl. Gubler (wie Anm. 2), S. 574, Note 6; Hans Senn, «Der schweizerische Generalstab, Band VII, Anfänge einer Dissuasionsstrategie während des Zweiten Weltkrieges» (Helbing & Lichtenhahn, Basel/Frankfurt a. M. 1995, ISBN 3-7190-1398-7), S. 89–92.

lange die Armee aber noch in der Grundaufstellung verharrte, drängte sich die Benützung der Tösslinie – bei gleichzeitiger Abschirmung gegen Norden – jedoch für den Ernstfall auf. Im Übrigen befand sich in der Grundaufstellung die 7. Division rechts der 6. Division.

Die Grundaufstellung der 6. Division ist bei Gubler (siehe Anmerkung 2) auf Seite 227 in die Einzelheiten gehend dargestellt. Für unseren Zweck genügt es, die wichtigsten Punkte des äusseren Frontbogens festzuhalten. Es handelt sich um das zürcherische Gebiet um die Lägern (im Norden bis Höri), den Raum Bülach–Embrach–Dättlikon, ferner Neftenbach–Pfungen–Oberembrach–Brütten–Wülflingen sowie Lindau (ZH)–Effretikon–Illnau–Kyburg–Winterberg. Vor diese Front nach Norden vorgeschoben befand sich die Aufklärungs-Abteilung 6 im Dreieck Henggart–Hünikon–Hettlingen. Hinter der genannten Front zurückgestaffelt bis nach Zürich waren die übrigen Einheiten dieser Division, namentlich die Artillerie. Obwohl diese Aufstellung nur kurze Zeit dauerte, ist unwahrscheinlich, dass auf eingegrabene Feldbefestigungen schlechthin verzichtet wurde. Einzelne Schwachpunkte scheinen sogar schleunigst baulich verstärkt worden zu sein. Die mindestens zeitweilige, in einzelnen Fällen sogar jahrzehntelange Existenz (mehr oder weniger ohne militärische Verwendung) solcher baulicher Vorkehren stimmt grossenteils nur mit der Grundaufstellung überein, nicht aber mit der späteren Strategie der Armeestellung oder gar jener des Réduits.

Zwischen Grenzschutz und Réduit

Vom 10. Juli 1940 an setzte die Umgruppierung der Armee zur unerlässlich gewordenen Rundumverteidigung auf verkürzter innerer Linie ein. Dies veränderte den Auftrag der Grenzbrigaden jedoch nicht. Die meisten Divisionen wurden dagegen nach und nach in den voralpinen und alpinen Zentralraum, das «nationale Réduit», verlegt. Dabei wurde die Leichte Brigade 3 (LBr 3) als neue Besatzung der Limmatstellung aus der Ostschweiz zurückgenommen. Die LBr 2, deren Einsatzgebiet im Verlauf von 1940 hinter der GzBr 6 vorgesehen war, dislozierte einstweilen an einen Standort westlich, dann östlich von Bern.

Der Raum zwischen der Grenzbrigade 6 und der bisherigen Armeestellung wurde dadurch militärisch ausgedünnt. Als einen feindlichen Vormarsch verzögernde Elemente waren dort hauptsächlich noch die seit dem 12. Mai 1940 organisierten Orts- und Betriebswehren sowie Sperr- und Zerstörungsdetachemente samt Territorialtruppen verfügbar. Erst gegen Ende des Zweiten Weltkrieges kam wieder eine intensivere Vorneverteidigung entlang der Landesgrenze zustande. In der Periode des Kalten Krieges wurde dann die Verteidigung schwergewichtig erneut ab Grenze geplant, unter sukzessiver Ausnützung namentlich der – Querfurchen ins Mittelland legenden – Flusstäler, dies gegen einen feindlichen Vorstoss von Ost nach West.

Die Dispositionen der Grenzbrigade 6 wurden 1994 weitgehend veröffentlicht.[4] Allerdings waren zu jener Zeit noch etliche Bestandteile der Verteidigungsanlagen geheim. Im Bereiche des Kantons Zürich liegende Teile der ehemaligen Armeestellung haben jedenfalls im Bereiche des Limmat-Dispositivs weitgehende Darstellung in Publikationen gefunden.[5] Die so zugänglich gewordenen Informationen sollen hier nicht wiederholt werden.

Für den eigenen Rückblick muss sich der Schreibende auf jene Zonen des Kantons Zürich beschränken, die einstmals ins Gesichtsfeld seines Alltags – später seines Dienstes in der Grenzbrigade 6 – zu liegen kamen. Das sind vorwiegend die Bezirke Winterthur und Andelfingen, mit einigen Abstechern in benachbarte Gebiete, die Teil des erwähnten Abwehrsystems waren.

---

[4] Gubler (wie Anm. 1).

[5] Vgl. Alfred Cattani, «Zürich im Zweiten Weltkrieg. Sechs Jahre Angst und Hoffnung» (Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1989, ISBN 3-85823-248-3); Walter Schaufelberger, «Das bedrohte Zürich. Die Geschichte des Stadtkommandos 1930/40» (Orell Füssli Verlag, Zürich 1990, ISBN 3-280-02026-3); Walter Lüem et al. (Herausg.), «Die Limmatstellung im Zweiten Weltkrieg» (Baden-Verlag, Baden CH 1997, ISBN 3-85545-105-2).

Brückensprengkammern und Tankbarrikaden

Zu den am leichtesten bemerkbaren Vorkehren aus der Periode des Zweiten Weltkrieges – abgesehen von der Bunkerlinie entlang des Rheines – gehörten schon vor dem Kriegsausbruch jene an Brücken über grössere Flussläufe (Rhein, Thur, Töss). Diese wurden mit Sprengkammern versehen. Auch die Limmatübergänge wurden so gesichert.

Der Schreibende steht allerdings unter dem (ungewissen) Eindruck, bei der Tössbrücke bei der Wülflinger Wespimühle nie solche Sprengobjekte gesehen zu haben. Keine Sprengvorrichtungen gab es an dem heute abgebrochenen, leichten eisernen und nur für Fussgänger begehbaren Steg bei der ehemaligen Papiermühle Wülflingen (nahe beim heutigen Autostrassen-Viadukt); er diente der Überbrückung der Töss mit einer Rohrleitung. Dasselbe gilt für das hölzerne, bogenförmige «Chinesebrüggli» beim Reitplatz Töss. Diese beiden Stege wären wohl mit geballten Handgranaten-Ladungen zerstörbar gewesen. – Die zeitweilig minimale Wasserführung der Töss bedeutete, dass deren Flussbett nicht ohne Weiteres ein ernsthaftes Hindernis bildete. Die Sprengung der Brücken hätte in erster Linie nicht geländegängigen Strassenfahrzeugen den Weg verlegt.

Von den nicht für vierrädrige Fahrzeuge geeigneten Brücken ist im Wülflinger Schlosstal die durch den Wülflinger Ingenieur Pfeiffer im eleganten Betonstil von Maillart für die Überquerung der Töss durch Fussgänger entworfene Konstruktion besonders zu erwähnen. Auch sie war mit heute rückgebauten Sprengkammern ausgerüstet worden – vermutlich, weil sie auch mit Fahr- und Motorrädern hätte benützt werden können. Sie lag später zudem direkt im Schussfeld und Nahbereich einer Waffenstellung, die einem Einfall von Nordwesten her der Töss entlang Widerstand leisten sollte (darüber weiter unten).

Die Sprengkammern waren teils in die Fahrbahn der Brücken eingelassen und an quadratischen Betondeckeln, vereinzelt auch an gusseisernen, gerahmten, kreisrunden Deckeln erkennbar. An anderen Stellen verrieten eingefügte Blechkasten – so der Pfeifferschen Maillart-Brücke – oder in Brückenpfeiler eingebaute eiserne Türen, dass Sprengkammern vorhanden waren. Besonders gut erkennbar waren die nicht selten vom Brückengeländer unter die Brückenfläche füh-

renden Metallleitern, die als Zugang zu Laufstegen für die Mineure dienten.

Ein Teil dieser Brücken war auch mit beweglichen Panzersperren, sogenannten Tankbarrikaden, versehen. Es handelte sich um vorbereitete, mit Deckeln versehene Öffnungen in der Fahrbahn, in die Eisenbahnschienen eingesteckt und verkeilt werden konnten. Diese Schienen von etwa einem Meter Höhe erwiesen sich allerdings anhand des Verlaufs des deutschen Westfeldzugs von 1940 als nicht genügend, um schwere Panzerfahrzeuge aufzuhalten. Diese vermochten die Schienen umzulegen. Vor allem aktuell bleibende Tankbarrikaden wurden in der Folge zum Aufstellen von stählernen Balken mit H-Profil eingerichtet. In der damaligen Ebene östlich von Kaiserstuhl («Rüteren»), die heute durch die Kiesausbeutung erheblich umgestaltet ist, blieben bis nach dem Krieg langgezogene, gewissermassen Hecken aus gleich hohen Eisenbahnschienen bildende Sperrgürtel bestehen, eine verbarrikadierte, an sich panzergängige Landschaft. Dem Fusse des Höhenzuges südlich davon, zwischen Weiach und Zweidlen, zieht sich heute noch eine scheinbare Stützmauer entlang. Es ist eine sogenannte Panzermauer, die das Gelände zu steil macht, um von Panzerwagen erklommen zu werden. In ähnlichem Sinne hätten die neueren Stahlbalken der umgebauten Tankbarrikaden wirken sollen. Sie waren in der Regel ungleich hoch und oben bisweilen zugespitzt. Ein darauf auffahrender Panzerwagen sollte mit seiner Unterseite darauf stecken bleiben. Um diese für den Wagen fatal blockierende Anhebewirkung zu verstärken, wurden bei etlichen Barrikaden, so z. B. jener der Zürcher Strasse beim Kemptthaler Rank (im Engpass zwischen Hügel und Weiher), etwa 1,5 bis 2 Meter lange, bewegliche Betonelemente bereitgelegt. Diese konnten vor die Barrikade verlegt werden. Diese Elemente bestanden entweder aus Zementröhren von etwa 40 cm Durchmesser, die ihrerseits mit Zement ausgegossen waren, oder aus prismatischen Klötzen, deren obere Kanten sargähnlich abgefast waren.

Einen Sonderfall bildete an der Strasse von Pfungen nach Embrach die damals mit einer Bahnbarriere versehene S-Kurve über das Geleise der Strecke Winterthur-Bülach (heute hat eine Unterführung den Niveau-Bahnübergang ersetzt). Dort hatte die Truppe anfangs des Krieges die Schneise südlich dieser beiden Verkehrswege mittels einer

diese durchquerenden, einbetonierten Palisade dicker, oben zugespitzter Baumstämme gesperrt. Offenbar sollte die West-Ost-Rochadelinie so gesichert werden. Diese Palisade wurde nach einigen Jahren abgebrochen.

Die Dauer der Wirksamkeit solcher Barrikaden hing davon ab, wie lange feindliche Pioniere von ihrer Beseitigung abgehalten werden konnten. Um solche Räumungsversuche zu behindern, waren gelegentlich Stacheldrahtrollen oder mit Stacheldraht bespannte Spanische Reiter bereitgestellt. Vor allem aber hing die Nachhaltigkeit der Hindernisse vom Beschuss durch die Verteidiger ab. Für diese war an einigen Orten sichtlich mit einer entsprechenden Waffenstellung vorgesorgt. Auf solche Stellungen wird weiter unten näher eingegangen werden.

Ein seltener anzutreffendes Hindernis bestand aus grossen, in vier Spitzen ausstrahlenden Betonelementen. Je drei Spitzen bildeten eine Dreibeinbasis; die vierte stach nach oben. Die kaum handgrossen eisernen, gegen Infanterie und Kavallerie ausgestreuten Fussnageln früherer Jahrhunderte waren gleich geformt. Die moderne Antitank-Version war zudem mit Ringen versehen. Durch diese konnte ein stabilisierendes Drahtseil gezogen werden, oder eine Stacheldrahtrolle war daran zu fixieren. Der Betreiber der Kiesgrube im «oberen Boden» im Rinauerfeld, an der Strasse Benken (ZH) – Rheinau, benützte noch tief in die Nachkriegszeit einige Elemente dieser Art, um die Grube abzuschranken.

Aufmerksame Beobachter konnten leicht erkennen, welche der beweglichen Tankbarrikaden im Voraus fachmännisch erstellt worden waren und welche erst von der mobilisierten Truppe eingebaut wurden. Jene hatte industriell vorgefertigte Deckel mit Metallrand und nahebei ein aus Betonelementen errichtetes Magazinhäuschen für die Eisenbalken, ein Schuppen, der in der ganzen Schweiz gleich aussah. Die truppeneigenen Sperren hatten dagegen aus Zement und ohne Metallrand roh gegossene Sockel und Deckel, Letztere mit einer Öse aus dickem Draht in der Mitte (so lange Zeit noch an Dorfeingängen von Ossingen).

Dieser Unterschied erlaubte, sich ein Bild über von höheren Stellen geplante Verteidigungsmöglichkeiten zu machen, aber auch die ergänzenden taktischen Überlegungen der örtlichen Kommandanten zu erahnen. Solche truppeneigene Sperrvorbereitungen an Dorfeingängen zeigten etwa, dass im Zweiten Weltkrieg im Bereiche der GzBr 6 bestimmte Dörfer, etwa solche mit wichtigen Strassenverzweigungen (so eben Ossingen) als Widerstandsnester vorbereitet wurden. Genau dies war denn auch im Entschluss des Oberbefehlshabers vom 27. September 1939 angeordnet worden.[6] Dass im Kalten Krieg auch beabsichtigt war, das bedeutende Strassenkreuz bei dem in einer Waldwiese gelegenen Dickihof zwischen Unterschlatt (TG) und Truttikon (ZH) bzw. Basadingen (TG) und Trüllikon (ZH) stützpunktartig zu verteidigen, ging aus den in den Waldstrassen vorbreiteten (heute beseitigten) Sperren und der in der Nähe befindlichen unterirdischen, nur an wenigen Merkmalen erkennbaren Mannschaftsunterkunft hervor.

Die Tankbarrikaden wurden offensichtlich nach unterschiedlichen taktischen Vorstellungen erbaut. So wies die etwa Ende der 1930er-Jahre in Töss im Schlosstal errichtete neue Schlachthofbrücke, die heute schon wieder ersetzt ist, auf der feindnahen Nordseite mehrere Reihen der ominösen Deckel auf (hier ausnahmsweise vom selben Typ wie für Unterflurhydranten). Bei der roten gedeckten Holzbrücke über die Töss zwischen Sennhof und Kyburg befand sich die Barrikade auf der feindabgewandten Kyburger Seite, links und rechts des Brückenkopfes von einbetonierten, zum Teil zugespitzten Eisenbalken flankiert. Anscheinend wollte man bei der neuen Schlachthofbrücke den Gegner davor zurückhalten, möglicherweise, um Zeit für die Sprengung zu gewinnen. Bei der Kyburger Brücke schien man zusätzlich zu einer Sprengung den Zugang zu der nach Kyburg hinauf führenden Strasse erschweren zu wollen.

---

[6] Vgl. Senn (wie Anm. 3), S. 95.

Verdrahtungen und Aussenverteidigung

Ein auffallender, heute nur noch an seltenen Spuren wahrnehmbarer Bestandteil der Verteidigung waren die Verdrahtungen. Insbesondere in einiger Entfernung von den Bunkern umgab diese ursprünglich ein Stacheldrahtverhau. Metertief war da zwischen 1 bis 1,5 Meter hohen Pfählen Stacheldraht höher und tiefer hin und her sowie schräg auf und ab gezogen. Diese Einrichtungen wurden nach dem Krieg grosstenteils nach und nach beseitigt. Die hölzernen Pfähle waren inzwischen morsch geworden. Aber es gab auch andere: dünne, öfters mit Tarnfarben bemalte Eisenbetonstangen, ferner zugespitzte Winkeleisenstangen oder die zugespitzten Rundeisen, wie sie im Ersten Weltkrieg aufkamen und deren Eigentümlichkeit darin bestand, dass sie in ihrer Länge zu einer oder zwei engen Schlingen gebogen waren. Von diesen dauerhafteren Halterungen der Stacheldrähte sind ganz wenige entlang des Rheines stehen geblieben. So meine ich, es stehe am Fussweg von Ellikon am Rhein gegen die Ruine der Römerwarte zu noch ein solches Winkeleisen. Auch habe ich am Rheinfussweg bei Dachsen noch Ende des 20. Jahrhunderts seither eliminierte, verrostete Verhaudrähte und eines jener Eisen mit Schlingen gesehen.

Zwischen den Bunkern und den Verhauen befanden sich zum Schutz gegen anschleichende Gegner Aussenverteidigungs-Posten. Das waren zumeist inzwischen mehr oder weniger eingeebnete Schützenlöcher. An der angegebenen Stelle nördlich von Ellikon am Rhein findet man im Abhang zum Wasser aber noch die Reste eines von der Truppe betonierten Aussenverteidigungs-Waffenstandes.

Die Verdrahtungen der Rheinbunker erlebten von den 1960er-Jahren an, im Zuge der Neuaufrüstung des Geländes, eine Renaissance. Im Abschnitt der GzBr 6 waren sie vor allem im Nordosten augenfällig. Weiter im Westen, insbesondere gegen Kaiserstuhl, beschränkte man sich darauf, auf den Überdachungen der Bunker einen Stapel von Stacheldrahtrollen bereitzulegen. Eine Vorkehrung, von der man sich gegen Ende des Kalten Krieges verabschiedete. – Für jene Leser, die noch nie eine solche Rolle zu handhaben hatten, sei beigefügt, dass diese nicht einfach aus Spiralen bestanden. Die Drähte waren vielmehr mit Klammern so verbunden, dass beim Abwickeln und Auseinander-

ziehen der Rollen eine in sich verschlungene Walze entstand. Mit zwei solcher Walzen und einer dritten, längs darübergelegten, entstand so ein erhebliches Hindernis gegen Infanterie. Zumindest bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges hatte man auch gehofft, das Raupengetriebe eines in ein solches Hindernis hineinfahrenden Kampfwagens könne blockiert werden.

An militärische Vorbereitungen im Tösstal oberhalb von Sennhof habe ich keine Erinnerung mehr, abgesehen von den Sprengkammern der Brücken. Hingegen ruft die weiterhin bestehende massive aus Beton-«Toblerone» erstellte Talsperre gegen Panzerfahrzeuge bei Bichelsee ins Gedächtnis, dass dort ein feindlicher Vorstoss aus der Ostschweiz gegen das auch nach dem Zweiten Weltkrieg als strategisch wichtig erachtete Turbenthal verhindert werden sollte.[7]

Dagegen habe ich noch deutlich vor Augen, dass der Umgehung der gedeckten, roten Holzbrücke zwischen Sennhof und Kyburg – über die bei der Spinnerei Bühler im Sennhof über das Leimenegg und den Brünggberg verlaufende Waldstrasse – vorgebeugt werden sollte. Zu Beginn dieser Strasse, am Waldrand nahe dem Fabrikweiher, war eine truppeneigene Tankbarrikade eingebaut worden. Deren seitliche feste Bestandteile, in aufrecht eingegrabene Zementröhren einzementierte kurze Eisenbalken, sind erst spät im 20. Jahrhundert beseitigt worden. Meines Wissens wurden solche Anlagen im Tösstal – im Sennhof bis auf wenige unscheinbare Zementbrocken – durch ein ironischerweise deutsches Unternehmen eliminiert.

Verteidigungslinie am Rande von Winterthur

Tössabwärts, am Rande von Winterthur, gab es in der Nähe von Försterhaus und Neumühle drei beieinanderliegende Flussquerungen: den

[7] Auch im Reppischtal sind Reste von Panzersperren südlich von Birmensdorf und am Bahndamm – in der Gleiskurve bei Landikon (östlich von Birmensdorf) nördlich des Bahntunnels – sogar eine komplette Anlage mit pyramidenförmigen Betonhöckern vom Typ «Toblerone» vorhanden.

inzwischen ersetzten massiven Betonsteg für Fussgänger, die eisernen Einrichtungen über dem Rieter-Flusswehr und die damals eiserne Eisenbahnbrücke. Strategisch zählte nur diese. Sie sollte nicht nur gesprengt, sondern auch verteidigt werden können. Etwa hundert Meter südlich der Brücke wurde in die Westseite des Bahndammes ein Beton-Waffenstand, geduckt und ohne Tarnanstrich, eingebaut. Aus diesem hätte der südliche Brückenkopf unter Infanteriefeuer genommen werden können. Ende des 20. Jahrhunderts wurde die Bahnstrecke dort verändert, womit der Abbruch des Bunkers unvermeidlich wurde. Ich konnte ihn, da er noch als offener Geräteraum von Bahnwärtern diente, vorher besichtigen. Sonderbar berührte auf der westlichen Seite, ganz unten dem Boden entlang, ein längerer, ins Freie führender, nicht ganz waagrechter Schlitz unbekannter Zweckbestimmung.

Ein weiteres Stück flussabwärts überquerte damals die Zürcherstrasse in Töss den Fluss im rechten Winkel, der um das später abgebrochene Hotel «Krone» Töss herumführte. Am Kronenrain des Ebnet, gerade gegenüber dem südlichen Brückenkopf, besichtigte ich 1941 eine überhöhend auf die Brücke gerichtete Feldbefestigung. Sie bestand aus einem kurzen, mit Balken und Brettern verspriessten Graben. Dieser führte in eine Waffenstellung, die mit einer Erdschicht von etlichen Zentimetern Dicke, auf Brettern ruhend, bedeckt war. Ausser diesem westlich des sich den Kronenrain hinaufschlängelnden Weges (der auf die Römer zurückgeht) gelegenen Erdwerk stand südöstlich davon, auf der anderen Seite des Weges, eine hölzerne Hütte mit Pultdach und talwärts gerichteter Terrasse im Hang. Sie war mit gefleckten Tarnfarben bemalt. Sie diente dem örtlichen Luftschutzbataillon als Beobachtungsposten (ein zweiter, in einem Baupolierwagen eingerichteter, stand auf dem Lindberg an der äussersten Ecke des «Bäumli»).[8]

Der erwähnte Römerweg führt in ziemlich gerader Linie weiter durchs Dättnauer Tal nach Brütten. Nordwestlich dieses Wegs befindet sich im Wald am Dättnauer Berg ein Geländevorsprung mit den

---

[8] Die militärische Bedeutung der Position am Kronenrain wird dadurch unterstrichen, dass weiter oben, auf der Hochebene, im Waldesdickicht südlich des Weges, als längliche Mulde noch die Spur eines Schützengrabens aus der napoleonischen Zeit bemerkt werden kann.

Spuren einer alten Burgstelle (Koord. 694 150/259 675).[9] An der Flanke dieses Vorsprungs, dem Wege zugewandt, war zu Beginn des Zweiten Weltkriegs ein kurzer Schützengraben gleicher Bauart wie am Kronenrain eingefügt, von dem aus der Brüttener Weg beschossen werden konnte. Ein knapp ein Jahrzehnt älterer Freund hat mir erzählt, dass er als jugendlicher Angehöriger der 1940 aufgestellten Winterthurer Ortswehr zu jenen gehörte, welche den Brüttener Römerweg zu verteidigen gehabt hätten.

Die bereits erwähnte Tankbarrikade neben dem Weiher am «Kemptthaler Rank» der Zürcher Strasse bildete zurückgestaffelt zwischen der SBB-Tössbrücke Richtung Zürich und der Stellung am ehemaligen Römerweg eine weitere Sperre. Ob der damals parallel dazu verlaufende Bahneinschnitt östlich des Kemptthaler Weihers und der Zürcher Strasse ebenfalls militärisch gesichert war, weiss ich nicht mehr genau. Als der Einschnitt in der Nachkriegszeit durch einen Tunnel ersetzt wurde, rüstete man jedenfalls dessen Kemptthaler Portal mit einer modernen beweglichen Tanksperre aus.

Folgt man der Töss weiter längs ihres Laufs, so stösst man im Winterthurer Nägelsee-Quartier auf die alte Schlachthofbrücke. Über diese führt die Metzgerstrasse nach Südwesten in die Nägelseestrasse. Zur Kriegszeit befand sich an dieser Strasseneinmündung noch ein landwirtschaftliches Gebäude. In dessen Kellergeschoss war ein Waffenstand aus mir unbekanntem Material eingebaut. Dessen Scharte zielte genau auf die Schlachthofbrücke. Sie wäre leicht als Kellerfenster angesehen worden, hätte nicht die offenbar von der Truppe selber errichtete Stellung – wohl aus militärischem Übereifer – einen gefleckten Tarnanstrich bekommen, der sie auffällig vom umgebenden Gemäuer abhob.

Richtung Wülflingen, im Schlosstal, befindet sich unweit des linken Ufers der Töss, etwas flussaufwärts von dem bereits erwähnten Be-

---

[9] Diese Burgstelle ist laut Auskunft der kantonalen Denkmalpflege noch unerforscht. Als mir mein Vater in meiner Jugendzeit die Stelle zeigte und mit dem Spazierstock in den verwachsenen Spuren des Mauerwerks stocherte, löste sich aus diesem ein etwa pflaumengrosser Kieselstein, dessen obere Seite von einer grünlich-weissen Glasur überzogen war – ein Indiz für eine Feuersbrunst. Der damals geborgene Stein ist leider nicht mehr auffindbar.

tonsteg im Stile Maillarts, im Gehölz ein dunkelgrau gestrichener Betonbunker. Er war erkennbar für ein Leichtes Maschinengewehr bestimmt. Offensichtlich ist er von der Truppe selbst behelfsmässig erstellt worden. Denn er hatte bis zu seiner endgültigen Vernachlässigung im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts nur eine dicke (von den Festungswächtern immer wieder geflickte) Holztür und einen hölzernen Schartenverschluss. Der Zugang zur Türe erfolgt durch einen kurzen, gebogenen Graben mit Betonwänden. Im Innern war der Bunker mit einem eisernen Zylinderöfelchen ausgerüstet. Die seitliche Öffnung für das Ofenrohr lud freilich geradezu zum Einwerfen einer Handgranate ein. Ein Blick durch die Schiessscharte zeigt, dass genau auf den Betonsteg und die rechts der Töss vorbeiführende Schlosstalstrasse, vorwiegend gegen einen von Wülflingen vorstossenden Feind, gezielt wurde. Dieser Bunker ist die letzte unverkennbare, auf aktive militärische Verteidigung ausgerichtete Befestigung aus dem Zweiten Weltkrieg, die im Gebiete der Stadt Winterthur noch erhalten ist.

Das bisher Ausgeführte zeigt, dass jedenfalls anfänglich eine Verteidigungslinie im Bereiche der Töss das städtische Territorium an dessen Südwestrand wie im Süden berührte.

Unteres Tösstal und Zürcher Unterland

Dass daran gedacht worden war, am Verlauf der Töss Widerstand zu leisten, war auch im unteren Tösstal zu bemerken. So gab es unterhalb von Pfungen, wo die Töss in eine Schlucht übergeht, auf der linken Seite oberhalb des Blindensteges eine diesen deckende Feldbefestigung. Ein in Dättlikon, also gegenüber, wohnender Gymnasial-Mitschüler erzählte mir von einem späteren Umbau derselben. Dieser wurde an Ort und Stelle mit einem Landesverratsfall in Verbindung gebracht. Diese Stellung hätte übrigens der früher bereits beschriebenen Palisaden-Panzersperre Flankenschutz geboten.

Weiter westlich habe ich noch eine Tankbarrikade in Rorbas in Erinnerung. Sie sperrte kurz nach der Abzweigung der von Embrach kommenden Strasse Richtung Freienstein diesen Verkehrsweg, ange-

lehnt an eine kleine Freitreppe eines alten Hauses. Nach dem Kriege wurde diese Sperrstelle räumlich verschoben.

Eine bedeutende Rolle zum Aufhalten westöstlicher feindlicher Rochaden spielte die bis zur Auflösung der GzBr 6 aktuell gebliebene Tankbarrikade auf der Wagenbreche.

Eindrückliche Festungswerke, Panzerhindernisse und ursprünglich auch Drahtverhaue hatten die Senke bei Seglingen (südlich von Eglisau), eine Durchgangsstelle nordsüdlicher Verkehrsstränge, zu sichern. Auch in der Gegend des Stadler Berges gibt es noch Sperreinrichtungen. Bei der Bootslände an der ehemaligen Burgstelle Eglisau, südlich des Rheins gleich gegenüber der Eglisauer Kirche, täuscht heute noch ein Bunker ein Bootshaus vor. (Tarnungen solcher baulicher Art finden sich mehrfach in der Rhein-Bunkerlinie: im vermeintlichen Rebhaus mit Spitzdach am Römerwall von Rheinau, einer vorgetäuschten Garage am Rheinufer in Diessenhofen sowie unauffällige Toreinbauten im Kloster Katharinental und in der Stadtmauer von Steckborn.) Flussabwärts von Eglisau können in Pfeilern der hohen Eisenbahnbrücke noch Spuren von Sprengkammern verschiedener Zeitabschnitte entdeckt werden.

Nochmals in der Gegend von Kaiserstuhl anlangend, können wir Freunde von Gottfried Kellers «Hadlaub»-Novelle darauf hinweisen, dass das Inselchen, auf dem das Schloss Schwarz-Wasserstelz gestanden hatte, bis törichte Eisenbahnbauer es als Steinbruch abtrugen, in den späten 1930er-Jahren wieder zu militärischer Bedeutung gelangt war – als Standort eines klotzigen Bunkers.

Es scheint, dass zumindest an einer für einen feindlichen Durchbruch geeigneten Stelle in der Frühzeit der Mobilmachung von 1939 eine Art zweiter Linie aufgebaut worden war. So waren in der Waldschneise der Staatsstrasse Winterthur–Zürich östlich von Tagelswangen (etwa bei Koordinaten 693'700/254'700) mit Zement aufgefüllte Zementröhren aufrecht in den Boden gesenkt, wobei in deren Füllung ungleich hohe, zugespitzte Eisenbahnschienen staken und eine Verlängerung nach oben bildeten. Im Strassenbelag waren die Öffnungen für eine bewegliche Barrikade vorbereitet. Westlich von Effretikon (wohl bei Koordinaten 693'800/254'700) war ein zwischen zwei Waldrändern quer verlaufendes Wiesenbord mit einer Reihe fast mannshoher

Betonklötze mit trapezoidem Seitenprofil bestückt. Ein Feldsträsschen, das hindurchführte, war dagegen nur mit einer teilweise beweglichen Barrikade aus meterhohen Bahnschienen versehen. Die einsame und südlich umgehbare Sperre wirkte als unkoordiniert erstellte Improvisation und war allem Anscheine nach unvollendet geblieben. Denn die fast weiss blinkenden Blöcke ohne Tarnfarbe und die vorerst nur mit Mennige hellrot gestrichenen Eisen deuteten auf ein von der Truppe nach eigenen Massstäben begonnenes und dann plötzlich aufgegebenes Werk. Es verschwand denn auch vorzeitig wieder. Die während der Anbauschlacht längs der Eisenbahn zwischen Effretikon und Dietlikon geschlagene, später dem Autobahnbau dienliche, breite Schneise veränderte die militärische Eignung dieser Zone noch während des Krieges.

Kleinkriegs-Nachbesserungen

Spätestens mit dem Réduit-Bezug von 1940 und erst recht nach der vermehrten Konzentration des Feldheeres im Gebirge von der zweiten Hälfte des Jahres 1941 an wurde die Führung des Verzögerungskampfes hinter den Grenzbrigaden schwergewichtig – neben den Leichten Brigaden – Sache der Territorialtruppen und Ortswehren.[10] Dafür wurden mit der Zeit besondere Vorkehren getroffen.

Ich erinnere mich sehr wohl, wie etwa 1943 in der Nordostschweiz kräftige Bäume an den landeinwärts gerichteten Waldausgängen von wichtigeren Waldstrassen in Brusthöhe mit einem gemalten blauen Ring umgeben wurden. Ein kleinerer blauer Kreis, lotrecht gestellt, wurde jeweils auf jener Seite des Ringes aufgepinselt, die der jedes Mal nahen Waldstrasse zugewandt war. Das konnte nicht anders gedeutet werden, als dass im Kriegsfalle diese Bäume auf der Höhe des Ringes

[10] Vgl. Senn (wie Anm. 3), S. 305 ff.; Roberto Bernhard. «Das Reduit; Mythen und Fakten; Militärischer Notbehelf – Rettungsanker der Nation – Mythos – Gegenmythos» (Institut Libertas et al., Biel/Bienne 2007), insbes. S. 26–34 sowie 50–53. bzw. an derselben Stelle erschienene französische Übersetzung: «Le Réduit national; Mythes et réalités; Stratégie de secous – Bouée de sauvetage de la nation – Mythes – Contre-mythe» (ISBN 3-9521464-4-7), S. 20–35 und 46–51.

mit Fallrichtung gemäss dem kleinen Kreis gefällt werden sollten. Diese hätten kreuz und quer über die Waldstrasse eine Barrikade gelegt. Damit hätte die Umgehung von Hauptachsen über gut ausgebaute Waldstrassen behindert werden sollen. Dass dies der wohl einzig richtige Schluss aus dem Auftauchen der blauen Baumbemalungen war, fand im Winterthurer Lindberg im Römerholz, nahe bei der Villa des Kunstsammlers Oskar Reinhart, eine Bestätigung darin, dass zwischen der Villa und der Sperre zwei Schützenlöcher in den Boden gegraben wurden und lange bestehen blieben. Der Baumverhau sollte offenbar nicht unverteidigt bleiben.[11]

Verdichtete Fortifikation im Kalten Krieg

Schon bald nach dem Zweiten Weltkrieg weckte die Sowjetunion ein erneutes Gefühl latenter Bedrohung. Die Geländeverstärkungen zu Verteidigungszwecken wurden daher etwa von 1960 an im Raum der GzBr 6 und ihrer Nachbarbrigaden sichtlich stark vermehrt. Defensivvorkehren dieser Art wurden mit der Zeit, flächendeckend von Ost nach West fortschreitend, getroffen. Sie blieben jahrelang neben zahlreichen Einrichtungen aus der Periode des Zweiten Weltkrieges einsatzbereit.[12]

Indessen wurden die Bunker am Rhein schon Jahre vor der auf Ende 1994 erfolgten Auflösung der GzBr 6 ausser Dienst gestellt. Sie entsprachen den Mitteln der modernen Kampftechnik nicht mehr. Auch

---

[11] Vgl. zur örtlichen Gesamtsituation auch Roberto Bernhard, «Rotzloch, Louvre oder Blankenburg? Etappen von Oskar Reinharts (1885–1965) Kunstevakuations-Politik im Zweiten Weltkrieg», in: «Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 2013», N.F. 135. Jg. (Verlag Sihldruck AG, Zürich 2012, ISSN 1661-8173), S. 322–325.

[12] Im Kalten Krieg wurde indessen klar zwischen Panzerkampfgelände (offenes, flaches Terrain) und Infanteriekampfgelände (kupiertes Gelände: Hügel, Wälder, Engpässe, Steilhänge, Tobel) unterschieden. Im Erstgenannten sollte möglichst keine Infanterie geopfert werden; Beschuss von ausserhalb und Minenfelder sollten das Passieren solchen Geländes hindern. Stellenweise verbanden auch bauliche Hindernisse den offenen Raum zwischen Hügeln und Wäldern und damit mit dem infanteristisch gehaltenen Gelände. Einen Sonderfall bildete der sogenannte truppenleere oder Gegenschlagsraum im Thurtal östlich Gütighausen, in dem namentlich die Mechanisierte Division 11 gegenoffensiv operieren sollte.

das Artilleriewerk Ebersberg (Tarnname «Rüdlingen»), dessen beide rheinaufwärts gerichteten Geschütze vom Kaliber 7,5 cm eine Schussweite bis gegen die Neuhauser Gemeindegrenze aufwiesen – es war die einzige eigentliche Festung im Kanton Zürich –, wurde 1978 desarmiert. Sie wurde noch zu Sanitätszwecken benützt, 2002 aufgegeben und 2003 aus der Geheimhaltung entlassen. Die Festung war 1938/39 innert etwa neun Monaten erbaut worden. Bis zu 140 Arbeiter waren dazu in zwei Schichten im Einsatz. Am 28. August 1939 konnte sie teilweise in Dienst gestellt werden: Das war der Tag, an dem der Bundesrat auf den 29. August 1939 die Kriegsmobilmachung der Grenz- und Deckungstruppen beschloss. Man dachte beim Bezug der Festung an eine längere Betriebszeit: Die von Gebr. Sulzer in Winterthur gelieferten Dieselaggregate waren mit einer Garantie des Herstellers, Ersatzteile während hundert Jahren zu liefern, erworben worden. Ob die heutige Sulzer AG das noch weiss?[13]

Mit der Inbetriebnahme der Nationalstrasse A1 entstand mittlerweile eine für einen Feind noch mehr als bisher einladende Einfallachse von Norden her. Sie führte unter anderem durch die bereits erwähnte, im Kriege geschlagene Waldschneise zwischen Effretikon und Dietlikon. Ausser dem Verkehr aus Richtung St. Gallen und Konstanz hat diese Autobahn auch jenen aus Schaffhausen aufzunehmen. Der Autobahnviadukt über die Töss bei Wülflingen wurde – nebst einer Sperrstelle bei Uhwiesen und den Sprengvorbereitungen am Thurviadukt bei Andelfingen – zum Sprengobjekt mit angebautem Kugelbunker gestaltet. Erst nachträglich wurde auch der Kemptviadukt der A1 bei der Hammermühle Kemptthal für teures Geld mit Sprengkammern versehen. Eine Sprengung hätte hier nicht nur die A1 unterbrochen, sondern auch den darunter hindurchführenden Bahnstrang von Zürich in die Nordostschweiz samt der Staatsstrasse Zürich–Winterthur. Der bereits einmal erwähnte Bahneinschnitt zwischen Rossberg und Kemptthaler Weiher, der in der Zeit des Kalten Krieges in einen Tunnel um-

---

[13] Vgl. zu den Einzelheiten die folgenden, in der «Andelfinger Zeitung» erschienenen Artikel: «Tag der offenen Festung Ebersberg» (146. Jg., Nr. 53, 7. Mai 2003, S. 4), «Die Festung von Ebersberg bei Flaach» (147. Jg., Nr. 85, 23. Juli 2004, S. 5) und «Neuer Wanderweg an historischer Stätte» (152. Jg., Nr. 132, 16. November 2009, S. 1 f.).

gebaut wurde, wurde wie bereits angedeutet bei dieser Gelegenheit wieder zum Einbau einer Tankbarrikade vorbereitet. Aus alledem erkennt man die Vermehrung bzw. Verstärkung hintereinander gelagerter Sperren und die Absicht, so einen feindlichen Vormarsch sukzessive zu verzögern.

Auf die im Kalten Krieg verstärkten Geländebefestigungen soll hier im Übrigen nicht detailliert eingegangen werden; ein generell gehaltener Überblick mag genügen. Ein wesentliches Element bildeten die zahlreichen, nach 1960 in die Erde versenkten Kugelbunker. Eine grosse Zahl derselben existiert noch. Es handelt sich um vorfabrizierte Betonkugeln mit einem birnenförmig sich nach oben verjüngenden Hals als Ein- und Ausstiegsschacht für die zwei als Besatzung gedachten Füsiliere. Der Eingang ist mit einem leicht kuppelartig gewölbten, mit einem Metallband am Rande umfassten Betondeckel versehen. Seitlich ist der Deckel mit einer lotrechten Achse befestigt. Über dieser ragt ein Vierkantnocken aus dem Deckel. Dort kann mit einem der T-förmigen Hydrantenschlüssel, wie sie zum Bedienen von Unterflurhydranten in Gebrauch stehen, der Deckel zur Seite gedreht werden. Die Kugelbunker waren ein Tribut an die notwendige rasche Erstellung der Gefechtsbereitschaft im Atomzeitalter: Sie erlauben, ohne lange mühsame Grabarbeiten zu einer minimalen Bestückung und Bestreichung wichtiger Geländeabschnitte für eine Deckung für Sturmgewehrschützen sofort nach der Mobilmachung zu sorgen. Der Auf- und Abstieg in den Kugelbunker erfolgt über die im Schacht angebrachten Krampen, eine Metalleiter. Wo mehr als zwei Mann erforderlich sind, können Kugeln mit seitlichen kreisförmigen Durchstiegsluken aneinander gekuppelt sein.

Eine weitere Geländeverstärkung erfolgte mittels Panzersperren aus einbetonierten stählernen Balken mit H-Profil, aus Gräben mit eingefügten Betonkästen, in deren Erdfüllung die Vegetation bald für Tarnung sorgte, und Panzermauern, die quer durch panzergängiges Gelände errichtet wurden; die letzte Vollendung einer solchen quer durch den nördlichen Zugang zum Stammheimer Tal gebauten Anlage unterblieb aber. Zudem wurde die Zahl hintereinander gestaffelter Tankbarrikaden an Engpässen und in Waldschneisen des Strassennetzes stark vermehrt, versetzt oder umgebaut. Andere wurden aufgegeben.

Die Anzahl der Sprengobjekte wurde massiv erhöht. An zahlreichen Stellen bis tief ins Innere des Kantons wurden Strassen, auch Waldstrassen, insbesondere an Steilborden, zum Wegsprengen und Unpassierbarmachen ihres Trassees eingerichtet.

Eine besonders intensive Verstärkung des Abwehrdispositivs bildete nun ein Netz von Festungsminenwerfern, einerseits vom Kaliber 9 cm, überlagert von einem System doppelrohriger Hinterlader-Minenwerfer vom Kaliber 12 cm. Die Schussbereiche dieser Waffen in einem Umkreis von je 360 Winkelgraden überschnitten sich gegenseitig. Die 12-cm-Werfer konnten ihr Feuer innert zwei Sekunden um 180 Winkelgrade wenden. Diese Bestückung erlaubte, weite Teile des Grenzgebietes bis in eine beachtliche Tiefe aus wenig auffälligen unterirdischen Stellungen heraus unter Feuer zu nehmen. Dies bedingte nahe gelegene unterirdische Unterkünfte für die Mannschaft. Diese wurden teils an wenig begangenen flachen Stellen, teils in Abhänge eingebaut. (Ein charakteristisches Manövererlebnis war eine telefonische Meldung aus einer solchen Stellung eines schweren Doppel-Minenwerfers, der Gegner sitze nächtlicherweile auf dem Deckel der Stellung und diskutiere ratlos, wo er sich eigentlich befinde.) Für die GzBr 6 gab es eine unterirdische Artilleriezentrale bei Desibach (kein Geheimnis, sie ist, wahrscheinlich als Weinkeller, in Privateigentum übergegangen). Dies blieb nicht die einzige Verstärkung der artilleristischen Feuerkraft. An Stellen, wo ein Durchbruch einer feindlichen Panzerkolonne am ehesten zu erwarten war, wurden schliesslich Panzerabwehr-Geschütze (Pak) in sogenannten Pakgaragen bereitgestellt. Es handelte sich dabei um betonierte Räume, die in die Abhänge der dem Feind abgewandten Seite von Hügeln eingebaut wurden. Deren bogenförmig überwölbte Tore hätten angeblich sogar erlaubt, in dringlichen Fällen das Feuer auf durchgebrochene Panzerwagen direkt aus der Garage und überraschend von hinten zu eröffnen.

Zur Ausrüstung der Grenzbrigade gehörte im Verlaufe des Kalten Krieges auch ein ausgedehntes unterirdisches Militärtelefonnetz. An einzelnen Stellen wurden mittels Kugelbunkern und Pakgaragen eigentliche Stützpunkte eingerichtet. Die Kommandoposten, insbesondere der grosse, zentrale der Brigade selbst, verschwanden tief unter den Boden. – Ein in ähnlicher Weise im Zürcher Weinland angelegtes

unterirdisches Notspital, mit 190 Betten eingerichtet, unterstand aber meines Wissens dem Zivilschutz. Die Betriebsbereitschaft wurde im Jahre 2000 aufgehoben. Die Ausmusterung der 45 Jahre alten Anlage wurde während der Niederschrift dieses Textes, 2013, wegen der für dieses Objekt ab 2014 nicht mehr vorgesehenen eidgenössischen Zahlungen in Aussicht genommen. Seit 2006 war sie noch als geschützte Unterkunft für Feuerwehr, Polizei und Gemeindewerke benützt worden; ein weiterer Verwendungszweck ist nicht vorgesehen.[14]

Effiziente Mobilmachung und ausländische Neugierde

Wie rasch die Schlagkraft der so verstärkt ausgerüsteten Brigade im Ernstfall hätte erstellt werden können, wurde mir als Kartenführer in ihrem Kommandoposten bei Gelegenheit einer Mobilmachungs-Übung bewusst. Die Wehrmänner wurden zur Simulation der Wirklichkeit auf gestaffelt angesetzte Morgenstunden aufgeboten, etwa zwischen 08.30 und 10.00 Uhr. Das Korpsmaterial lag bereits zum Fassen in Deckung bereit. Etwa um 15 Uhr meldete die Artillerie Feuerbereitschaft, aber noch unfertige Sicherung ihrer Stellungen mit Stacheldraht. Gegen 18 Uhr konnte die Genietruppe «alle Sprengobjekte geladen» melden. Zu bemerken ist dabei, dass etliche an besonders empfindlichen Punkten permanent geladen waren und nur noch mit den Zündvorrichtungen versehen werden mussten. Auffallend war bei dieser Übung, dass die älteren, noch von der Weltkriegserfahrung zehrenden Soldaten beim Einrücken die Achselpatten mit den Einteilungsnummern nach unten gedreht, also nicht ablesbar, trugen. Vorsicht gegen Spionage war der Anlass dazu. Dies erwies sich als nicht grundlos. Das Auftauchen schwarzer Limousinen mit Berner CD-Nummern (Corps Diplomatique) an den unerwartetsten Orten – selbst auf Waldstrassen mit Fahrverbot und direkt vor dem militärischen Geheimnis unterstehenden Stellen – verursachte einige Aufregung und

[14] Vgl. zu den Einzelheiten Daniel Stehula, «Der stille Zeitzeuge unter dem Sportplatz» in «Der Landbote», 177. Jg., Nr. 282 (Winterthur, 4. Dezember 2013), S. 1 und 21.

entsprechende Warnungen – aber auch ein bisschen Stolz: Wir waren offenbar wichtig und interessant …

Letzte Befestigungsarbeiten wurden noch in den frühen Neunzigerjahren fertiggestellt, so eine Tankbarrikaden-Stellung im Bahneinschnitt südlich der SBB-Station Dinhard (bei Welsikon). Sie bestand nur wenige Jahre. Daselbst überschnitten sich sozusagen die Befestigungs- und die Rückbauepoche.

Ein Teil der Fortifikationen ist seither nach und nach abgebrochen worden. Viele bleiben sich selber überlassen. Andere sind zu Denkmälern ihrer Besorgnis erregenden Entstehungszeit geworden. Eine Anzahl davon kann hin und wieder geführt besichtigt werden. Sie sind es wert, als geschichtliche Erinnerung und als Mahnmal so gut erhalten zu werden wie die Spuren römischer Wachttürme oder mittelalterliche Burgen und frühneuzeitliche Schlösser.[15]

---

[15] Dieser Hinweis scheint nicht überflüssig. Als der Verfasser 2013 die Winterthurer Denkmalpflege darauf aufmerksam machte, dass der aus dem Zweiten Weltkrieg stammende kegelförmige Schutzbunker für die Wache vor dem ehemaligen Zeughaus durch Neuüberbauungspläne gefährdet sei, weil er wenige Meter ausserhalb des denkmalgeschützten Bereichs der ältesten Zeughäuser stehe, war die Existenz dieses örtlich einmaligen (noch vor einigen anderen Zeughäusern in der Schweiz ebenso errichteten) militärischen Bauwerks der zuständigen Funktionärin unbekannt.